

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 20

Artikel: "Lasst hören aus alter Zeit"
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639653>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

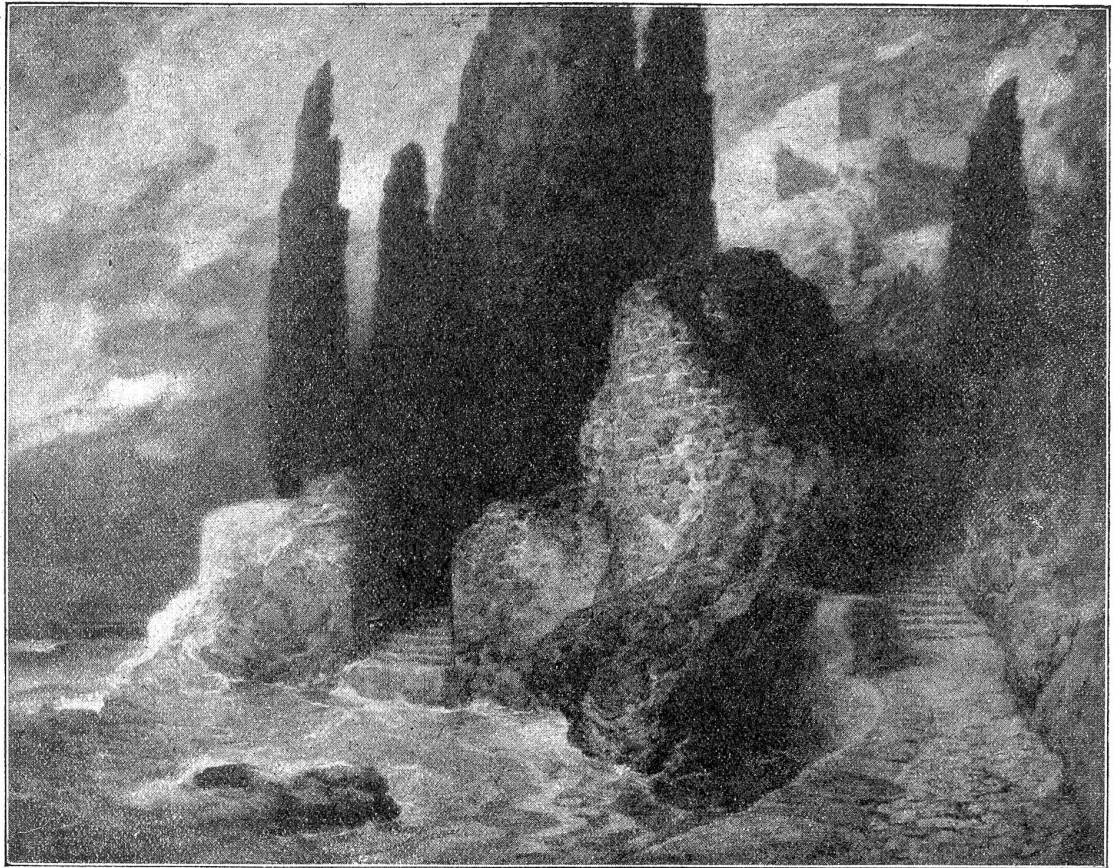
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eigentlich war mir der Hergelaufene nicht zuwider. „Es muß etwas hinter ihm stecken,“ sagte ich mir, „er ist nicht ganz wie andere!“

So erzählte Hannes. Er sprach, wie er etwa im Jünglingsverein predigen mochte. Es lag etwas Feierliches, Geheimnisvolles, Prophetisches in seiner Stimme, seine Blicke gingen über die Leute weg aufwärts und ins Weite. Während sein Vater das er wie Trommelton rollte, sprach er es mit dem Gaumen, verschwommen, gedämpft, was über seine Rede etwas wie einen Schleier legte.

„Der Feuerwehrhauptmann Trachler stieß ins Hörn-

chen,“ fuhr Hannes weiter, „man eilte nach Webers Bungalow. Das Wasser hatte das Ufer angefressen und wühlte weiter. Man meinte, das Land werde mit tausend Bideln und Schaufeln von unten angegriffen und unterhöhlt. Eben glitt ein Zwetschgenbaum ins Wasser. Die Wurzeln hielten noch fest, die Äste aber senkten sich langsam, man sah, wie sie sich sträubten und wehrten, aber jetzt sprang eine Welle auf, packte sie wie ein wilder Hund und riß sie nieder. Das Wasser zerrte an Ästen und Zweigen, die Wurzeln verloren den Halt und gaben den Kampf auf. Ein Ruck und der Baum überließ sich dem Fluß. Ein ertrinkender Baum, das tut einem leid. Der Weber-Hans jammerte: ‚Der ganze Bungalow geht mir zum Teufel, mit allen siebzehn Bäumen!‘ Der Feuerwehrhauptmann und wir alle standen unschlüssig am Ufer und sahen zu, wie der Fluß den schwarzen Boden wegfraß. Da stieß mich der Rote an der Achsel: ‚Wir müssen ein paar Netze und Ketten haben,‘ sagte er. Ich überlegte nicht lange, ich fragte auch gar nicht, was er mit den Netzen und Ketten wollte, das mußte er ja wissen, ohne Grund sagt so einer nichts. Ich eilte nach Webers Schopf, wo alles zu finden war. Er folgte mir und wir schleppten, was wir brauchten, heraus. Ein Birnbaum stand hart am Wasser, in einer Viertelstunde schwamm er dem Zwetschgenbaum nach, das sah jeder ein. Der Rote fragte nicht lange. Er hob die schwerste Axt auf und schlug sie unten in den Stamm. Die Späne flogen zehn Schuh weit. Einige, der Weber-Hans vor allen, wollten ihm wehren, andere begriffen und gaben ihm recht. Man schlug von drei Seiten auf den Stamm los, aber das meiste tat



Serd. Keller.

Italienische Landschaft.

der Rote. Als der Baum schon wankte, nahm er eine Spannkette, legte sie um den Stamm und band sie an einen andern Baum fest. Gleich nachher senkte sich die Krone ins Wasser, grad da, wo es am schärfsten zubiß. „Da zankt miteinander,“ lachte der Rote in den Fluß hinab. Das Wasser verfring sich in den Ästen, und mit einem Schlag war seine Kraft gebrochen. Es zappelte im Gezweig und trollte dann halb gelähmt davon. „Wir brauchen noch zwei, drei Bäume,“ rief der Rote, „am besten sind Tannen.“ Der Wald fängt gleich hinter dem Dorf an, in einer halben Stunde lagen drei Tannen neben dem Birnbaum im Wasser. Das war besser als eine Steinmauer. Der Bungalow war gerettet.

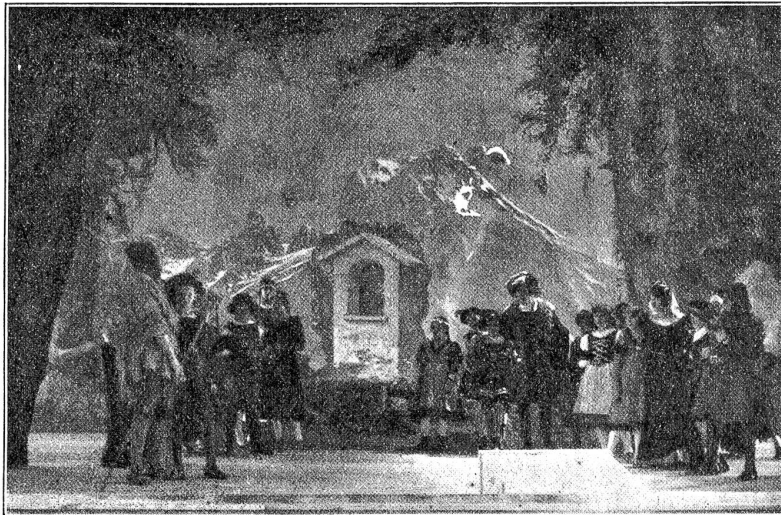
(Fortsetzung folgt.)

„Laßt hören aus alter Zeit.“

(Schweizerisches Volkslied von Otto von Grenerz mit Musik von Friedrich Niggli.)

Zur Uraufführung am 9. Mai 1921 in der Festhalle des bernischen Kantonalgesangsfestes in Bern.

Otto von Grenerz hat sein Liederspiel nicht als Festspiel gedacht; bloß ein glücklicher Zufall wollte es, daß sein Volksliederspiel die Uraufführung in der prächtigen Festhalle des bernischen Kantonalgesangsfestes vor einer vieltausendköpfigen Zuschauermenge erleben durfte. „Laßt hören aus alter Zeit“ sollte nichts mehr und nicht weniger sein als der Versuch, ein Schweizerisches Volksliederspiel zu schaffen, das den Mängeln der meisten bestehenden: der Sentimentalität und dem Kitsch aus dem Wege geht, das echte Volkslieder bringt und diese in einen stimmungsreichen



Zur Aufführung des Niederstübes „Lacht hören aus alter Zeit“ von Otto v. Greyerz mit Musik von Sr. Niggli. — I. Tag: Auf der Alp.

Rahmen faßt. Diese Absicht des Verfassers muß man ge- rechterweise einer Beurteilung in erster Linie zugrunde legen.

Otto von Greyerz kennt das Volkslied wie kaum ein zweiter. Er konnte bei seiner Bearbeitung des Themas aus der Fülle eines reichen Sammelstückes und seiner historischen Kenntnisse schöpfen. So mußte es ihm gelingen, die Volkslieder zu finden, die gehaltvoll genug sind, um den Rohstoff zu einem ernst zu nehmenden Bühnenwerk zu liefern. Das echte Volkslied bringt diesen Gehalt ohne Zweifel mit sich; denn es enthält in poetischer Sublimierung die Höhepunkte des menschlichen Erlebens, die psychischen Rohstoffe eines jeden Kunstwerkes, eines Bühnenwerkes insbesondere; denn die künstlerische Wirkung eines Schauspielers auf den Zuschauer beruht auf der Möglichkeit, Gefühle und zwar wertvolle Gefühle wachzurufen. Und wertvoll sind in erster Linie die seelischen Empfindungen, die die Lebenskraft und den Lebensmut des Menschen stärken, die ihn aus der Dede der Alltäglichkeit emporheben zu den Höhen der Ideale. Das echte Volkslied verkörpert immer eines dieser allgemein menschlichen Grundgefühle wie Liebe, Stolz, Lebenslust, Kraft- und Wertbewußtsein, aber auch negative wie Haß, Eifersucht, Neid, Reue, Liebesleid, Niedergeschlagenheit, die in ihrem Wechselspiel das ausmachen, was man in des Wortes tiefster Bedeutung Leben nennt. Darum hat das schlichteste und einfachste Volkslied solche Kraft und ist es von unvergänglicher Wirkung auf die Menschen aller Zeiten, weil es aus diesem allgemein menschlichen Grundstoff gegossen ist; seine Töne verstehen sogleich das Menschliche im Menschen in Schwingungen und lassen das Erlebnis begreifend ahnen, das dem Dichter des Liedes die Worte geliehen hat.

Doch das Volkslied ist ein spröder Stoff; er versagt sich dem ungeschickten Bearbeiter. Otto v. Greyerz hat unzweifelhaft eine glücklichere Hand als viele andere Niederstübedichter. Er wußte, daß das Lied, soll es für sich wirken, den Stimmungsuntergrund, aus dem heraus es entstanden ist, nötig hat. Nun kann man versuchen, diese Stimmung zu schaffen, z. B. durch eine verbindende Handlung. Dabei erhebt sich aber die Schwierigkeit, daß die Handlung, soll sie nicht banal und unkünstlerisch wirken, nach den Gesetzen der Logik und der Dramaturgie aufgebaut sein muß; sie will also für sich ernst genommen, sie will eine Dichtung sein, und darum wird sie auch nur einem richtigen Dichter geraten. Nun ist es unzweifelhaft ein ganz unmögliches Beginnen, einen ganzen Zyklus von Volksliedern in einen Handlungsrahmen bringen zu wollen, der der Stimmung

dieser Volkslieder harmonisch gerecht wird. Otto von Greyerz hat diese Schwierigkeit umgangen, indem er von einem Handlungsrahmen im Sinne des hergebrachten Niederstübes abstrahiert und die verbindende Idee nur mimisch andeutet. Dafür hat er mit dem Stimmungsuntergrund der musikalischen Bearbeitung gerechnet. In Friedrich Niggli hat er den verständnisvollsten Mitarbeiter gefunden. Dieser Musiker beherrscht, wie mir scheint, die Kunst der musikalischen Stimmungsgebung in meisterhafter Weise. Dabei sind seine Mittel so schlicht und unaufdringlich, daß man zuweilen glaubt, einem der großen Meister der Volksoper, einem Vorhang oder Maria v. Weber zu lauschen. Doch überlassen wir die eingehende Würdigung der Niggli'schen Musik einem Kritiker vom Fach und wenden wir uns wieder dem Vorwurfe zu.

Der Stoff ist in zwei Teile gegliedert. Jeder Teil füllt einen Tag und zwar so, daß die Niederfolge dem Nacheinander von Morgen, Mittag und Abend in den Stimmungswerten angepaßt ist. Der erste Tag ist zudem auf

einen ernsten getragenen Ton gestimmt, während der zweite Tag auf eine fröhliche Grundstimmung abstellt. Dieser Stimmungsaufbau wirkt entschieden künstlerisch; er muß auch die musikalische Bearbeitung ganz wesentlich erleichtert haben. Eine kurze Inhaltsbeschreibung mag das Gesagte verständlicher machen.

Der erste Tag führt den Zuschauer in die Stille und Erhabenheit der Bergwelt. Das Kapellchen mit dem Muttergottesbild auf dem erhöhten Mittelgrunde der Szene und die Hochgebirgsgipfel, die aus dem Hintergrunde leuchten, halten eine feierliche und ernste Stimmung fest. Zuerst erscheint ein Pilgerchor und zieht, von Laternenträgern geführt und eine feierliche Litanei singend, über die nächtliche Szene. Dann hellt der Morgen. Ein Alphirte ruft, noch hinter der Szene, sein Liebchen aus dem Schlafe mit dem Morgenlied: Es taget vor dem Walde, Stand uf Rätlerin! Auf der Szene stehend, nach vollbrachter kurzer Andacht vor der Muttergottes, singt er seiner Liebsten ein Liedchen zu, das aus der Ferne beantwortet wird. Bergleben und Bergwelt wird durch Herdengeläute angedeutet. Ein graubärtiger Obermann singt mit Andacht sein Lied vom glücklichen „Chüejerstand“. Dann kommt ein Aufmarsch von Kriegsvolk mit Fähnrich und Trommler und Feldkaplan an der Spitze. Alte Kriegslieder werden angestimmt. Das wuchtige Murtenlied, vom Fähnrich gesungen, weckt die Erinnerung an die alte Schweizerheldenzeit. Mit Gefühlen der Dankbarkeit singt der Senn dem Kriegsvolk zum Abschiede: „Es hat noch jung Rumpanen, wend wagen Lix und Blut. Gott wölle ob uns walten mit seiner starken Hand, uns väterlich erhalten das ganze Schwiizerland!“

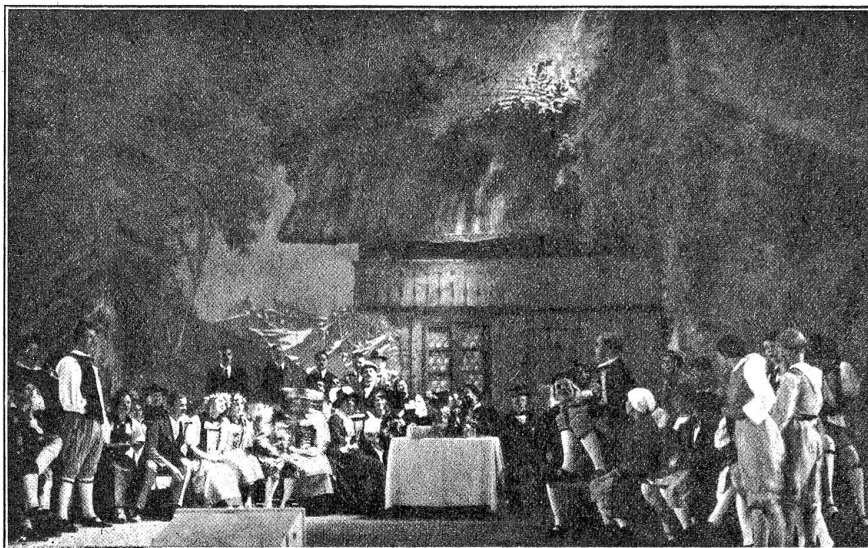
Nun tritt ziemlich unvermittelt ein Stimmungswechsel ein: Eine lustige Rinderschar erscheint und singt ein fröhliches Naturliedchen. Ihr nach folgt eine städtische Gesellschaft, mit ihr ein Spielmann, der nun die Erwachsenen und Kinder mit seinen Gesängen unterhält. Die verse- und inhaltsreiche Romanze von „Tannhäuser“ kommt leider in der



Der Fähnrich.
(Zeichnung von R. Rünger.)

unvermittelten Art, wie sie hier eingeführt wird, nicht voll zur Geltung; wenigen Zuhörern wird bei der Ausführung der tiefe Sinn des Liedes bewußt worden sein. Das lustige „Guckguck“-Liedchen, das der Spielmann den Kindern zum besten gibt, wird als fröhlicher Kontrast umso dankbarer genossen. Voll tiefer Stimmung ist dann wieder die Schlussszene: ein verwundeter Krieger, von einer Frau geführt, erscheint auf der Szene. Ermattet sinkt er nieder. Die Frau kniet vor das Kapellchen hin und fleht mit ergreifender Innigkeit die Maria um Hilfe an. Es ist inzwischen Abend geworden. Von einer fernen Alp tönt der Betruf herüber: „Lobet, o lobet in Gotts Namen lobet!“ So kehrt der Schluß des ersten Teiles zum Stimmungsausgangspunkt zurück und rundet so den künstlerischen Eindruck.

Einheitlicher noch, weil mit einer einfachen logischen Handlung leicht untermauert, wirkt der zweite Teil. Mittelpunkt der Szene ist ein altes würdiges Schweizer-Bauernhaus, Mittelpunkt des Geschehens im „zweiten Tag“: eine Bauernhochzeit, Zeit ungefähr: „Als der Großvater die Großmutter nahm.“ Fast zwanglos ergibt sich hier die Aufeinanderfolge der Bilder, Gesänge und Tänze: erst der Handwerksbursche, der vom „Schäheli“ Abschied nimmt — wie glänzend wird hier durch die Situation das zarte, ungreifbare Liebesliedchen „O du liebs Aengeli Rosmarin-stängeli“ interpretiert! — dann das „Matensingen“ der Kinder vor der Türe des Bauernhauses, die Brautheholung mit dem ergreifend schönen und sinn tiefen „Bin alben ä wärti Tächter gli“; die köstliche Einschaltung des Schnapser- und Julia-Liedchens; das Lied von der liebeskranken Tochter mit dem tieftragischen Unterton: „Ach Mueter, liebe Mueter, der Rat der ist nit guet! — Dann der Hochzeitszug, der aus der Kirche zurückkommt, die Begrüßung des Paars durch das Ehestandslied des Schülerchores unter dem Taktstock des alten Schulmeisters, das fröhliche Treiben unter der Linde, das Jubellied des Sennen: „'s isch nüt Lustigers uf Wërde als e Chüejerbueh“; das Loblied des Jägers: „Das Jagen und das ist mein Leben!“ Dann das



Zur Aufführung des Liederpiels „Laßt hören aus alter Zeit“ von Otto v. Greyerz mit Musik von Fr. Niggli. — II. Tag: Die Bauernhochzeit.

Ich habe hervorgehoben, daß dieses Volksliederpiel nur denkbar ist mit einer so verständnisvollen Musikkbearbeitung, wie Friedrich Niggli sie geleistet hat. Wir müssen aber der Gerechtigkeit halber noch einen zweiten künstlerischen Mitarbeiter des Dichters nennen: Rudolf Mürger. Diesem feinfühligsten Maler verdankt das Liederpiel die Szenerie und die Kostüme, beide gleich stimmungs- und volksliedecht. Ihm und — wir können die Beobachtung nicht zurückhalten — den alten Meistern König und Freudenberger verdankt das Liederpiel die entzückenden Bildchen des „zweiten Tages“: Die Mädchen mit dem Maibaum und die gaben-spendende Bäuerin, die Braut mit dem Brautfränzchen, wie sie auf der Türschwelle des alten Bauernhauses steht, umgeben von den Eltern und Geschwistern, erwartet und begrüßt vom Bräutigam und seinen Begleitern; dann der bunte Hochzeitszug, der Kinderreigen, das fröhliche Gewimmel unterm Lindenbaum.

In der Tat, der Anteil, den das Auge am Genuß des v. Greyerz'schen Liederpiels hat, ist kein geringer. Und darum konnte das Komitee, das sich nach einer sinn-gemäßen und gebiegenen Unterhaltung für die Festhalle des Kantonalgefängnisses dieser Maitage umsah, keine glücklichere



Mädchen mit Maibaum.

(Zeichnungen von R. Mürger.)



Abschied.



Schulmeister mit singenden Kindern.

(Zeichnungen von R. Mürger.)



Braut und Bräutigam.

im Wechselgesang gesungene Necklied, wo aufgezählt wird, was wohl ansteht „dene alte Manne“ usw. bis zu „dene junge Meitschi“, und zuletzt das übermütige „Mir Bure-lüt in Chäch“, mit dem der zweite Tag und damit das Singspiel in fröhlichem Fortissimo schließt.

Wahl treffen, als sie es mit „Laßt hören aus alter Zeit“ tat. Die Menge einer Festhalle ist in erster Linie schaulustig; das Massengewoge bringt das mit sich. Die Sinne sind auf Bewegung und Rhythmen und Farben eingestellt. Dem trug das Spiel unbewußt Rechnung; es hielt mit

diesen drei Elementen der Sinneswirkung die Scharen der Festhallebesucher gute zweieinhalb Stunden in freudiger Spannung. Ich halte „Nacht hören aus alter Zeit“ für ein gutes Festspiel, trotzdem es nicht für diesen Zweck erdacht wurde, sondern nur ein gutes „Schweizerisches Volksliederspiel“ sein wollte. Ob es als solches den vom Dichter gewollten Zweck, das alte Volkslied dem Verständnis des heutigen Geschlechtes zu erschließen, erfüllen wird, wenn es auf kleineren Bühnen mit geringeren künstlerischen Kräften (Stadtorchester! geschulte Solisten!) gespielt wird? Ich vermute, die Festaufführungen, die wir genießen durften, waren dank der glücklichen Umstände in ihrer Wirkung Reforde, die sobald nicht geschlagen werden dürften. Es sollte mich um der guten Sache willen herzlich freuen, wenn meine Vermutung sich als falsch erweise.

H. B.

Gelöbnis.

Nun ist das hohe Fest verrauscht,
Verloht der Freude heiliges Feuer,
Verstummt das Lied, dem wir gelauscht,
Von allem, was uns hehr und teuer.

So manches Korn der guten Saat
Fiel in die tiefgefurchten Schollen,
Geborgner Wille ward zur Tat,
Gereift im Geist, dem lebensvollen.

Noch treibt auf ungeklärter Flut
Manch schwanker, steuerloser Rachen
Und uferfern entsinkt der Mut
Dem Schiff der Zweifler und der Schwachen.

Uns aber, die am Ufer stehn
Auf sattem, heimatstarkem Grunde,
Wo windgeschwellt die Banner wehn,
Gilt fort der Schwur vom alten Bunde:

Wir wollen treu und einig sein,
Wie es vordem die Väter waren.
Dir, Heimat, unser Tun allein
In frohen Tagen und Gefahren!

E. Dier.



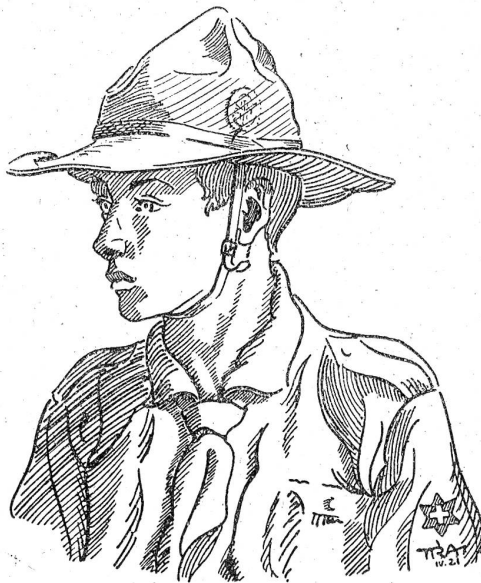
Pfadfinder beim Kartenlesen.

Unsere Pfadfinder.

Von H. Schläfli, gew. Feldmeister.

Es war im Herbst 1913, als in Bern dank der Initiative einiger ideal gesinnter Männer der erste Pfadfinder-Führerkurs eingeleitet werden konnte. Eine stattliche Zahl

von jungen Leuten fand sich dazu ein, vorläufig nur oberflächlich über das Wesen der Pfadfinderei orientiert, aber ahnend, daß es sich um eine tiefe und ernste Bewegung handle. Der Kurs übertraf unsere geheimsten Erwartungen.



Ein flotter Berner-Pfadfinder.

Mit einer heißen Begeisterung traten wir nach dessen Beendigung und Ablegung der Examen ins praktische Pfadfinderleben hinein. Was waren das für schöne Zeiten! Wenn wir abends, in der Nähe der Stadt, in der Stille der herbftlichen Felder, mit den Anaben um ein Feuer herum lagerten, wenn wir aus den Augen der jungen Schar das nämliche Feuer der Begeisterung hervorbrehen sahen, das unser Inneres verzehrte! Ja, schön waren diese Tage des gemeinsamen Wanderns durch Feld und Wald, der gemeinsamen Arbeit und des Suchens nach dem richtigen Weg. Wir suchten nicht nur den Weg, der uns über Höhen und Tiefen an unsern Bestimmungsort führte, sondern wir verfolgten noch ein wichtigeres Ziel: Wir wollten brauchbare, aufrechte, tüchtige Männer werden und zu diesem Zweck sollten wir uns gegenseitig erziehen und festigen.

Damit haben wir die wichtigste Aufgabe der Pfadfinderei eigentlich schon vorweggenommen: Die Erziehungsarbeit. Wir wollen uns nicht mit Wandern, Singen und Fröhlichkeit begnügen, sondern unsere Arbeit und unsere Streifzüge in der schönen Natur sollen etwas Bleibendes in uns hinterlassen. Und wahrlich: Wo wäre es leichter am innern Menschen zu arbeiten, als draußen in der Reinheit der Wälder, im Feld, über dem der erhabene blaue Himmel sich wölbt? Dort, wo der Seele so leicht wird, wo die Hast, die Unruhe, der Lärm, der Schmutz der großen Stadt von uns genommen sind, wo wir Einkehr halten können, wo die Stimme des Herzens laut und vernehmbar spricht. Da kann der Führer zu den Herzen der Pfadfinder gelangen und der Pfadfinder wiederum, ohne es zu wissen und zu wollen, ist ein Werkzeug, durch welches der Führer erzogen wird. Alle diese Erziehungsarbeit geschieht ohne Sentimentalität. Der Pfadfinder ist in der Regel nicht sentimental. Aber gerade deshalb, weil sie nicht einer momentanen Stimmung entspringt, weil sie planmäßig und ausdauernd gefördert wird, kann sie tiefe und kräftige Wurzeln schlagen.

Man hat uns etwa unsere Uniform und die Abenteuerlichkeit des Lagerlebens zum Vorwurf gemacht. Mit Unrecht! Denn wer die Psyche des Anaben kennt, weiß, daß ein gewisses Maß von Romantik, das Bedürfnis, etwas zu „erleben“, der Bubenseele eigen ist, und daß die Befriedigung dieses Bedürfnisses in gesunden Bahnen nur von